Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Zwei Schweizerdichter
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572102

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zwei Schweizerdichter.

Nachdruck verboten.

Mit zwei Bildnissen.

Seit Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller der schweizerischen Literatur siegreich eine Gasse ins weite deutsche Sprachgebiet brachen, ist das Trüpplein wackerer Kämpfer für das Ansehen schweizerischer Dichtkunst zu einer ansehnlichen Schar angewachsen — die einen nach mehr oder weniger hartem Ringen im Vordertreffen stehend, die andern still und von wenigen erkannt und gekannt, den mühvollen Pfad des Künstlers gehend. Ueberraschend und erfreulich ist die Zahl der jungen Talente, die im Laufe der letzten Jahre auf den Plan traten, mit ihrer Erstlingssaat gute Frucht verheißend. Außer J. V. Widmann, dessen letzte philosophisch fein- und tiefgedachte, formschöne Dichtung „Der Heilige und die Tiere" den Bauernfeld-Preis errang, sind es in jüngster Zeit J. C. Heer und Ernst Zahn, denen der Vorstoß in deutsche Lande erfolgreich gelungen ist, dank ihrer Begabung, die Leser auf künstlerisch und stofflich ungemein ansprechende und packende Weise zu unterhalten. Ihre Novellen und Romane, deren Zahl von großer Schaffensfreudigkeit zeugt, gehören zu den meist gelesenen belletristischen Werken der Gegenwart. Die blühende Dichterphantasie J. C. Heers verleiht seinen Gestalten den Zauber der Romantik, während Ernst Zahns Stärke darin liegt, Helden des Alltags und der Heimat meisterlich zu schaffen.

Neben diesen beiden Dichtern, die rasch zu Ruhm und Ansehen gelangten, ist es ein anderer Name, der — freilich mehr im engern literarischen Kreise — an Glanz und Farbe immer mehr gewinnt. Es ist der Name Carl Spittelers, der nicht nur für Felix Weingartner, den begeisterten Herold des Dichters, sondern noch mancher schönheitsdurstigen Seele zu einem unauslöschlichen Erlebnis geworden ist. Schon vor fünfundzwanzig Jahren gab Carl Spitteler der Literatur in dem Gleichnis „Prometheus und Epimetheus" eine Dichtung voll plastischer Schönheit und hoheitsvoller Gedanken. Das Buch fand kaum Beachtung, und die wenigen, die seinen seltenen Wert erkannten, blieben ungehört. Selbst Julius Rodenberg, dem das Verdienst zukommt, Gottfried Keller und C. F. Meyer der Gemeinde der „Deutschen Rundschau" vorgestellt zu haben, hatte nicht den Mut, einer Kritik aus der schon dazumal hochgeschätzten Feder Adolf Freys, der dies eigenartig schöne Werk des unbekannten Schweizerdichters zu würdigen wußte, in seiner Zeitschrift Raum zu gewähren. Aber unentwegt ging Spitteler die weltenfernen Pfade, die ihn seine Kunst unerbittlich gehen hieß. Erst seinem grandiosen, preisgekrönten Epos, dem „Olympischen Frühling" blieb es vorbehalten, den Namen seines Schöpfers berühmt zu machen, und seine frühern, nun meist in Neuauflagen erschienenen Werke, die an künstlerischer Vornehmheit und Eigenart diesem seinem jüngsten und reifsten Werke in nichts nachstehen, der Vergessenheit zu entreißen.

Wer den Namen „Carl Spitteler" kennt, nennt ihn mit Hochschätzung und Liebe. Mit Liebe — denn kaum ein zweites Dichterleben trägt so ausgeprägt die Züge eines Künstlers, der, den Strömungen seiner Zeit, den Schmerzen des Verkanntseins zum Trotz, sich selbst und seiner innern Berufung stets treu geblieben ist. Wie teuer aber diese Treue gegen sich selbst bezahlt werden muß, vernimmt ein geübtes Ohr aus den Rhythmen der „Literarischen Gleichnisse", in denen der Dichter die Bitternis und Qual, aber auch das Glück einer wunden und stolzen Künstlerseele aufs wundersamste symbolisiert hat. Ich möchte dieses schmale und doch so inhaltsschwere Bändchen Gedichte ein Künstlerbrevier nennen.

Meinrad Lienert (Phot. W. Schrader, Zürich).

Doch nicht von denen, die auf der Warte stehen, habe ich im Sinne zu reden, sondern von zwei Schweizerdichtern, deren Werke, von der Kritik längst anerkannt und in erster Reihe genannt, noch viel zu wenig Gemeingut unseres Volkes geworden sind. Das ist um so erstaunlicher, als beide Schriftsteller ihre Stoffe aus dem Leben und aus der Seele des Volkes, dem sie angehören, geschöpft haben. Ich denke an Meinrad Lienert und Fritz Marti. So verschieden diese beiden Dichternaturen auf den ersten Blick sind, so haben sie doch ein Großes gemeinsam. Als Künstler: die Kraft einer eigenen scharfumrissenen Persönlichkeit; als Menschen: die Bescheidenheit.

Man liebt es heutzutage, von einer Heimatkunst zu reden, in der das Wort „Erdgeruch" zum Schlagwort geworden ist. Auf Meinrad Lienert angewandt, hat dieses spezifische Wort seine volle Berechtigung. Faßt man die seit 1891 erschienenen Gedichte, Novellen und Erzählungen Lienerts zusammen, so ergeben sie, ganz abgesehen von ihrem hervorragenden künstlerischen Wert, ein getreues, kulturhistorisches Bild der engern Heimat unseres Dichters. In ihm hat sie ihren „Meisterjuzer" — wie Meinrad Lienert ein Gedichtbändchen betitelt hat — gefunden. In den zwei Bänden „Erzählungen aus der Urschweiz"[1]), in den „Geschichten aus den Schwyzerbergen" und den darauffolgenden „Geschichten aus der Sennhütte"[2]) treten uns Menschen und Verhältnisse entgegen, so echt und lebenswahr gezeichnet, wie sie der Werktag und der rauhe Boden unserer Schweizerberge wachsen läßt. Frisch und farbenfreudig versteht Meinrad Lienert seine Geschichten zu erzählen, die zumeist die Liebe, wie sie das urchige Bergvolk in Freud und Leid lebt, zum Grundton haben. Zu einer seltenen Kenntnis einheimischer Sitte und Sprache gesellt sich eine zwingende Anschaulichkeit des oft derb realistischen Stils, der, von geistreichen Metaphern üppig durchwirkt, sich zuweilen zu dramatischer Gestaltungskraft steigert. Dieser Vorzug ist in hohem Maße dem Buche „Die Wildleute"[3]) zu eigen. Aus dem Rahmen der Erzählung „Der Schellenkönig" tritt die Gestalt des Rychmuoth in so kühner Linienführung, als hätte Hodler diesen Helden des Hirthemdkrieges gemalt. Weniger bedeutend in ihrem Vorwurf, doch ebenso anschaulich und bis ins kleinste naturgetreu geschildert ist die Liebesgeschichte „Der Strahler".

Doch Meinrad Lienert ist nicht nur ein origineller Erzähler, er ist auch ein Humorist. Der wildlodernden Leidenschaft, deren Feuer das Gute im Menschenherzen versengt, stellt er den Humor zur Seite, damit er ihren schwerlastenden Bann löse. Diese Paarung des Tragischen mit dem Komischen ist es, die allen Werken Lienerts einen eigenen Stempel aufdrückt. Wie lebensfreudig tönt sein fröhlicher Sang in Versen „Der letzte Schwanauritter"[4]), wie herzerquickend sein Liebesidyll in Schwyzermundart „'s Mirli"[5])! Auch seine „Lieder des Waldfinken"[6]), denen es neben aller Fröhlichkeit nicht an ernsten, tiefen Tönen fehlt, sind ein Beweis der Ursprünglichkeit dieser Dichternatur. Denn Meinrad Lienert ist ein Sonntagskind, das nicht nur die Herzenssprache seines Bergvölkleins wie kein zweiter versteht, er weiß auch die Sprache der trutzigen Berge, das Raunen der Wälder und Quellen, den muntern Schlag der

[1]) Verlag von H. Hässel in Leipzig.
[2]) Verlag von J. Huber in Frauenfeld.
[3]) Verlag von Orell Füßli & Co. in Zürich.
[4]) Verlag von Orell Füßli & Co. in Zürich.
[5]) Verlag von J. Huber in Frauenfeld.
[6]) Verlag von H. Hässel in Leipzig.

Finken und Amseln zu deuten. Drum ist es nicht verwunderlich, daß seine Dichtersprache frisch und kräftig, oft überschäumend wie ein Bergstrom dahinfließt, den Damm konventioneller Lüge, wo er sich ihm entgegenstellt, sieghaft niederreißend. Wer unsern Dichter so recht als Humoristen kennen lernen will, der nehme sein Buch „Die Immergrünen“[7]) zur Hand und lese die am Zürichsee sich abspielende Erzählung „Die Hagelkanone von Hellikon“. Freilich, prüde darf der Leser nicht sein; denn die Kraftausdrücke, die so ausgiebig an unserm poesieumwobenen See entlang in täglicher Uebung stehen, hat der Dichter mit einem wahren Echtheitsfanatismus in die köstlich sich entwickelnde Handlung eingestreut.

Wer ahnt beim Lesen des Buches „Die Immergrünen“, daß derselbe Dichter, der hier die Dinge, die sich um Liebe und Haß gruppieren, so unverblümt bei ihrem wirklichen, nicht immer ästhetisch klingenden Namen nennt, daß derselbe Dichter ein fein- und zartsinniger Poet sein kann? Das offenbart sich schon in seinen Kindergeschichten, die zum Reizvollsten gehören, was Meinrad Lienert geschrieben hat. Liegen einmal diese prächtigen Jugenderinnerungen, die bis jetzt nur einzeln erschienen sind, in Buchform vor, dann muß der Kunst Lienerts der ihr schon längst gebührende Erfolg zuteil werden.

Nirgends aber tritt des Dichters ureigenstes Wesen und seine Künstlerpersönlichkeit so klar zutage wie in seiner mundartlichen Lyrik. Seine Muttersprache souverän beherrschend, weiß er diesem sonst so rauh tönenden Idiom eine ungeahnte Klangfülle zu entlocken. Eine eminente Ausdrucksfähigkeit, die ihm stets das zutreffende Wort und Gleichnis in die Feder spielt, stempelt das scheinbar unbedeutendste Gedicht zu einem kleinen Kunstwerk. Dazu kommt eine Naivität des Schaffens, die das Humorvolle leicht und anmutig, das derb Massive künstlerisch fein zu gestalten vermag.

Mit einem Bändchen Dialektgedichte „Flüeblüemli“ trat 1891 der junge Einsiedler Poet zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit. Sein zuletzt erschienenes, neuestes Werk ist wiederum eine stattliche Sammlung mundartlicher Gedichte, die den köstlichen Titel „'s Juzlienis Schwäbelpfyffli“[8]) trägt.

Fritz Marti (Phot. C. Ruf, Zürich).

Ein Schwebelpfeifchen — ein primitives Instrument! In den Händen Meinrad Lienerts ist daraus eine Zauberflöte geworden, die alle Schwingungen einer empfindsamen Dichterseele in ihre Melodien bannt. Mir ist, als strömten alle Töne, die Lienert bis heute gesungen — und es ist eine reiche Skala von Tönen — in diesem einen Buche zusammen zu mächtigen harmonisch ausklingenden Akkorden!

In einer stillen Stunde reichte mir der Dichter aus seinem Schreibtisch ein Mäppchen voll dicht beschriebener Blätter. Es war das Manuskript dieses Buches. Ich schlug es nicht auf, ich las nicht darin. Sinnend wog ich es in meiner Hand, der pein- und glückvollen Werdestunden gedenkend, von denen diese Blätter stummberedtes Zeugnis ablegten. Ich wußte, daß was hier mit markanten Schriftzügen niedergeschrieben stand, Gewicht hatte. Und dennoch habe ich dazumal den Inhalt des Mäppchens zu leicht gewogen. „'s Juzlienis Schwäbelpfyffli“ ist nicht nur ein durch den Reichtum des Gebotenen imponierendes Buch, es ist ein Lebenswerk!

Wie keiner andern Gabe Lienerts ist diesem Buche eine Mäßigung, das Zeichen abgeklärten, gereiften Kunstgefühls zu eigen. Selbst in seinen humor- und kraftvollen Volksliedern überschreitet der Dichter nie die Grenze des Aesthetischen. Und doch ist es der ethische Gehalt, was diesem Buch besondere Bedeutung verleiht. Ueber all diesen epischen und lyrischen Gedichten schwebt ein so großes, schönes Verstehen des Menschlichen im Guten wie im Bösen, daß man nicht ohne ein Gefühl von Ehrfurcht das Buch betrachten kann, aus dem soviel gesunder Volksgeist, soviel eigenes warmes Herzblut quillt.

Ist in den Gedichten, die Natur und Leben zum Vorwurf haben, die Kunst des Objektivierens zu bewundern, so feiert die subjektive Lyrik in dem prächtigen Liederzyklus „Marie“ wahre Triumphe. Noch nie habe ich gemütstiefere, innigere Lieder gelesen als diese. Sie sind ein Gottesdienst der Liebe, den man voll Andacht und Ergriffenheit verläßt, noch lange diesen klaren, herzenswarmen Tönen lauschend, die in der Tiefe der Seele nachklingen.

Besser, als alle Worte des Lobes dies tun können, reden die Gedichte für sich selbst. Doch mein Bemühen, die schönsten aus dem reichen Kranz herauszupflücken, um sie dem Leser zu präsentieren, ist kläglich gescheitert. Kaum hatte ich ein Gedicht zum Abdruck ausgewählt, entdeckte ich auf der folgenden Seite ein Lied, das mir noch lesenswerter als das vorgemerkte erschien. So ist es gekommen, daß das ganze Buch von Zeichen wimmelt. Schwer fällt es mir, des Raumes wegen, auf das allerliebste „Schnäggegschichtli“ zu verzichten, das beweist, wie Meinrad Lienert es meisterlich versteht, selbst das Kleinste liebevoll mit seiner Kunst zu beleuchten. Lebhaft wäre zu begrüßen, wenn dieses beschauliche köstliche Gedicht, das Hebels „'s Spinnli“ an die Seite zu stellen ist, wie dieses in den Schulbüchern den ihm gebührenden Platz fände.

Mir bleibt nichts übrig, als aus der quellenden Fülle ein kraftvolles, ein humorvolles und ein inniges Gedicht herauszugreifen.

Haarus![9])
(Iberger Mundart).

Vor alte grawe Zyte
Hed's undrem große Mythe
Kei Landvogt lang verlitte.
Sie hendsi welle rode,
Sind gleitig mid em z'Bode,
Hend grüeft vo Flue zue Flue:
Gang du am Tüfel zue!
Haarus!

Hed's neimer welle wage
Und d'Schwyzer nä am Chrage
Mid Lüt und Roß und Wage —
Hend s'Trümme gnu und d'Pfyffe
Und hend zuem Chnüttel griffe,
Zuem Fähndli bluetzündrot:
Mer schland die Fötzel z'tod!
Haarus!

Si hend kei Strytt nüd gschoche,
Heig's ghaue ader gstoche,
Die Burge hend si b'broche.
's hed mänge afa bleiche
Scho lang vor ihre Streiche,
Hed grüeft: Los, d'Schwyzer chönd!
Ghörsch nid, wie's d'Bärg ustönt:
Haarus!

Henusode, die Trümme
Und d'Chnüttel hemmer nümme,
Vil Rügge tüendsi chrümbe.
Wer aber 's Best hed ghalte,
's Gurätschi vo dä Alte,
Haut hüt wie albig dri
Und fallt vor keim uf d'Chnü.
Haarus!

[7]) Verlag von H. R. Sauerländer & Co. in Aarau.
[8]) Verlag von H. R. Sauerländer & Co. in Aarau.

[9]) Schwyzerischer Kampfruf.

Dr Juzlieni uf em Heiwäg.

Weißt du dr Wäg zuem Himmelstor?
Jetz änes nüd, glych hät's kei Gfohr.
's wird öppedie Wägwyser ha,
Ae Aengel, wo me froge cha.
Will eister eine nizzi laufft
Zuem Göifli, wo me neime taufft.
Und sött ä keine ume sy,
Enu, se beite ich echly,
Bis nu ä armi Seel chunt a,
Es wird det eister Gspane ha.
Dä gömmer halt dä Gspure no,
Wo 's helig Bluet hät hinderlo,
Und wänn die arme Seele stönd:
Wie goht 's is ächt? Se sägi, chönd!
Und gsehmer wüest, verherged us —
My Trost ist, 's goht is Vaterhus!
Und chumi dä a d'Türesell,
Se frogt sant Peter, was i well:
Es chö nid jede Nüdnutz cho
Und mir und dir nüd inego.
Se wenig as ä jede Herr
Mit vilem Gält und wenig Ehr.
Es gäb halt ufe Himmelssal
Keis Fasnechtshuehn[10]), no Kapital.
Wer ine well, söll suber sy,
Sust chäm 'r ebig nie do dri.
Dä sägi: Sind au nüd se böis!
I han äs Gspüsli, 's ist äs schöis.
Wänn das no chäm und mich nüd fund,
Es hett bi üch kei gueti Stund.
Nüd! schnellt 'r, bist au gar se schlächt! —
Jo währli jo, do hender rächt.
Glych git's halt mängs, wo eine tuet,
Blöiß wil 'r Hitze hät und Bluet.
Hett eine statt dem Charesalb,
Se wär 'r bräver gwüß um's Halb.
Git's nüd für mich und für my Schatz
Nu z'userst uf me Gsims ä Platz?
I nimme a, es ist schier glych
Uf Aerde und im Himmelrych.
Zysherre hoked z'mitzt im Sal,
Si ässed, trinked nüd fry schmal.
Mir gend s' äs Klarinett is Mul:
Se Puurli blos', bis nüd se ful!
Was! schnerzt sant Peter, so goht's nüd!
Im Himmel git's kei Underschid.
Hät eine dunne mäntschli to,
Se söll's em hie au mäntschli go.
Mi weißt, as ihr kei Aengel sind;
Dr sind halt schwachi Mäntschechind.
Chönd vil mit schwärer Fert do a,
Mi wird s' halt überlade ha.
Wie chychet s' dunne hi und har,
Verschnuf emol, du arme Narr!
Wie jaged s' dunne har und hi,
Drum söll do obe d'Gruebi sy.
Ufrichtig ist dy Rüü und Leid,
Drum wäscht dr 's helig Bluet dys Chleid.
Gang fröili ine wännt du witt!
Was stohst, häst öppe nu ä Bitt?
Jo, hel'ge Peter, sind se guet,
Wänn Gspusli öppe stärbe tuet
Und himmeluf dr Wäg nüd weiß,
Se sind se guet und juzed eis.
Es ist so brüchli i dr Schwiz —
Dä losed, weles Echo git's!
Und chyt's nüd gnueg, se rüefed mich,
I wett där gseh, wo's cha wien ich.
Sant Peter öffned 's Himmelstor;
Dr helig Michel stoht drvor,
Där trait äs Schwärt i syner Fust
Und sait: Mach jetz, as't ine chust!

* * *

Aus „Marie".

O Marie, wänn i dich nüd hett,
I meinti, 's wär nüd wohr,
I saiti, 's syg ä schöini Sag,
As 's gäb äs Himmelstor.

Du bist my guete Aengel, Chind,
Du füehrst mi a dr Hand,
Und wänn's ä selig[11]) Aengel git,
Git's au äs sääligs Land.

Wänn ich ä dunkle Wyer bi,
Bist du ä wyße Schwan, Marie,
Wo lyslig drüber zieht.
Bin ich äs Wasser bodelos,
Bist du ä stilli Wasserros,
Wo Tag und Nacht druf blüeht.

Und wänn där Schwan sött flüge furt,
Wänn d'Wasserros druf abstoh[12]) wurd,
Was blybti dä nu do?
Vom Schwan äs Gspur mäng liebi Stund
Und 's Rosewürzli teuff im Grund,
Wo ebig nie chöt lo.

Mit dem ergreifenden Liede, das der Dichter seiner von schwerer Krankheit genesenden Gattin gesungen hat und mit dem die herrliche Gedichtsammlung ausklingt, will ich meinen Hinweis auf Meinrad Lienert, unsern urwüchsigsten Schweizerdichter, beschließen.

Marie, und wirdist wider zwäg,
Se chömmer üb're große Stäg
Ganz in'nes anders Land.
Und hät's det kei Luftschlößli meh,
Ae Döirehag[13]) voll Aerdeweh —
Mir dure handihand.

's git au am Pilgerwäg im Gstüüd,
Mängs Röisli, schöiners nützti nüd,
Mängs Freudli ubigährt's.
Und tuet dr Döirehag au weh,
I ha dr hinder Stärne gseh —
Durdure härzahärz!

Ich habe Meinrad Lienerts Kindergeschichten erwähnt — Geschichten, die nicht für Kinder, sondern über Kinder geschrieben sind. Wie könnte man von dieser Kunstgattung reden, ohne an einen andern Schweizerdichter erinnert zu werden, der ein geradezu vorbildlich Werk dieser Art in seinem Buch „Das Vorspiel des Lebens" geschaffen hat! Es ist Fritz Marti.

Wäre die Zahl der Werke bei der Wertung eines Künstlers ausschlaggebend, dann müßte Fritz Martis Name bescheiden hinter denjenigen seiner Kollegen zurücktreten. Seine Dichter- und zugleich Träumernatur, die sich des Stofflichen nur soweit bedient, als es zur Gestaltung eines Lebensbildes notwendig, ist nach außen hin keineswegs eine produktive. Ein Kunstwerk, das Selbstgeschautes und Selbstgelebtes zum Motiv hat und in dem sich das Subjektivste zur reinen Form der Objektivität kristallisieren soll, braucht eine lange Entwicklungsperiode und dies um so mehr, je stärker das Innenleben und die Sonderart seines Schöpfers ist. Wer aus dem Brunnen der Phantasie schöpft, hat seine Schale schnell gefüllt — nach den verborgenen Quellen des Lebens zu graben, ist mühevolle kraftraubende Arbeit.

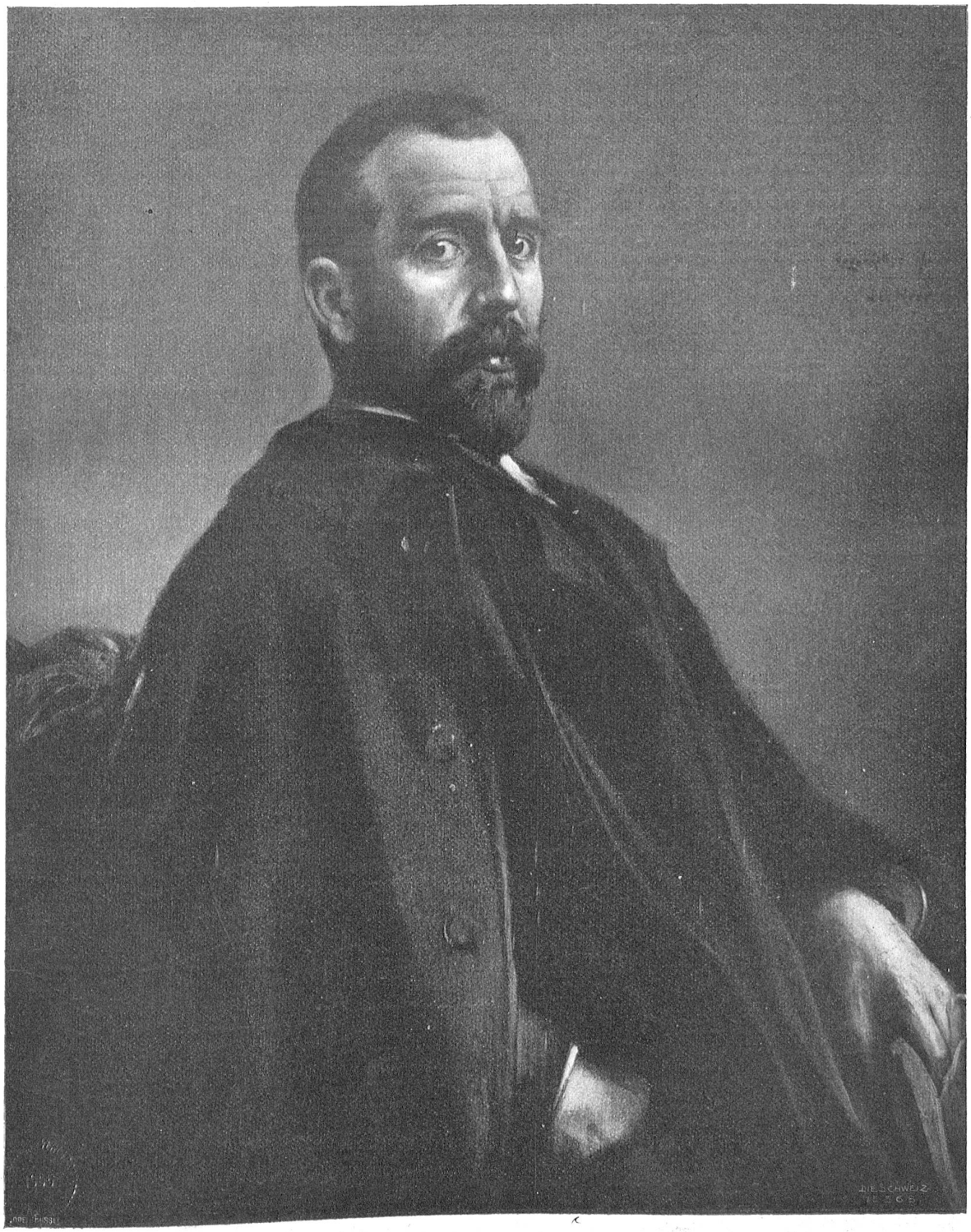
Und Fritz Marti ist ein Künstler, der aus der Tiefe schöpft.

Was in den drei Bänden, die Fritz Marti erscheinen ließ, niedergelegt ist, genügt, ihn als eine selbständige, innerlich reiche Dichterpersönlichkeit zu kennzeichnen. Schon in seinem Erstlingsbändchen, das der junge Dichter nicht umsonst „Schmerzenskinder" taufte — denn Schmerzenskinder und somit Lieblingskinder sind diese Erstlinge allzumal — bricht seine Sonderart durch, trotz dem unverkennbaren Einfluß Gottfried Kellers, unter dem diese Erzählungen und Skizzen, die der Dichter bescheiden „Versuche" nennt, geschrieben worden sind. Gleich die Eingangsworte „Der Mutter" atmen so warmes, echtes Empfinden, daß man mit herzlicher Anteilnahme dem Dichter in den Garten seiner Jugendträume folgt, erstaunt und erfreut über die vielen Einzelschönheiten, denen man überall in dem Buche begegnet, und die von scharfer Beobachtungsgabe zeugen.

Kräftiger noch tritt Martis Eigenart in den Schweizeridyllen „Sonnenglauben" hervor. Das Konventionelle, das wohl jedem Erstlingswerk anhaftet, ist hier abgestreift und hat

[10]) Zinsrecht.

[11]) solche.
[12]) verwelken.
[13]) Dornenhecke.



J. C. Heer.
Nach dem Gemälde von Caspar Ritter, Winterthur-Karlsruhe.

einem originellen Stil Platz gemacht, der trotz seiner Schlichtheit voll Leuchtkraft ist. In der Skizze „Die Perle" und im „Winteridyll" betritt Marti das Gebiet der Kindergeschichten, schon hier den künftigen Meister verratend. Mit überraschender Anschaulichkeit und Wahrheitstreue, die auf den Leser geradezu faszinierend wirkt, ist „Die Feuersbrunst" erzählt, die in der Erinnerung nachwirkt wie ein in sattem Kolorit gemaltes Gemälde. Ueberhaupt — diese nachhaltige Wirkung des Gelesenen auf den Leser ist das Geheimnis der Schreibweise Fritz Martis.

Einst traf ich in einem Berghotel mit einem jungen Maler zusammen, dessen im Künstlerhaus ausgestellte Bilder um ihres poetischen Gehaltes willen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatten. Im Laufe des Gesprächs, das durch dieselbe Verehrung für Spitteler in Fluß geraten war, äußerte sich der Künstler, sein Verhältnis zur Kunst beleuchtend, folgendermaßen: „Oft wenn bei mir ein Bild bestellt wird, fügen die Besteller zum Schluß hinzu: Aber wissen Sie, nur etwas ganz Einfaches! Damit wollen sie zu verstehen geben, daß sie etwas Billiges wünschen, und ahnen nicht, daß mein sehnlichster Wunsch, mein höchstes Streben dahin geht, in meiner Kunst nur einfach zu sein."

Diese Einfachheit, die Reichtum bedeutet und die das Ergebnis einer in Selbstzucht geübten Künstlernatur ist, diese Einfachheit ist es, die Fritz Martis drittes Buch: „Das Vorspiel des Lebens", eine Erzählung in Kindergeschichten, so wertvoll macht. Sie ist es aber auch, die wahrscheinlich Schuld daran trägt, daß zu dem hohen künstlerischen Erfolg sich nicht in gleichem Maße der äußere gesellte; denn der Großteil des bücherlesenden Publikums liebt in der Kunst das Pathos, den idealisierenden Schwung und Bilderreichtum der Sprache, der über die nüchterne Wahrheit der Alltäglichkeit hinwegtäuscht. Fritz Martis Stil, dieser von Kennern so bewunderte Stil besitzt von alledem nichts. Er ist, wie Spitteler in einem Gedicht über die Kunst der Originalität sagt, nur einfach, richtig und gerade. Fritz Marti verschmäht es, der Wirklichkeit, die einem wahren Künstler niemals dürftig erscheint, das Rittermäntelchen der Romantik umzuhängen. Dennoch ist seine Kunst reich an poetischer Gestaltungskraft.

Georg Speck, Verfasser der Romane „George" und „Am Rheinfall".

Mir selbst ist es mit dem Buch „Das Vorspiel des Lebens" seltsam ergangen. Nachdem ich das erste Kapitel gelesen, legte ich das Buch enttäuscht aus der Hand. Diese Szene der im Staub der Dorfgasse sich balgenden Jungen, in die der Leser sich ganz unvermittelt und ohne die übliche einigermaßen orientierende Einleitung versetzt sieht, schaffte mir fast ein Gefühl von Unbehagen. Nach einiger Zeit griff ich wieder nach dem Buch, und die sichtbar fein gewählten Kapitelüberschriften zwangen mich zum Lesen. Das „Kunsturteil" mit seiner so schlicht eingekleideten feinpointierten Satire auf den Kunstgeschmack des Großteils des Publikums machte mich staunen, und plötzlich schritt ich zu „Großvaters Begräbnis" mitten unter den Leidtragenden, saß mit ihnen beim Leichenschmaus und fühlte die Schmerzen des kleinen Adolf lebhaft mit, dessen zartes Empfinden stets im Widerspruch mit seiner rauher gearteten Umgebung stand. Mit wachsender Anteilnahme verfolgte ich das Schicksal dieser scheuen, empfindsamen Knabenseele, die aus dem Düster der äußern Verhältnisse so zag und doch wieder so sonnengläubig herausstrebt, um endlich nach mancher bittern Enttäuschung sich am Ziel seiner Glücksträume zu sehen: „Ich soll — ich darf — ich kann in die Schule!"

Als ich das Buch „Vorspiel des Lebens" aus der Hand legte, wußte ich, daß ich bei einem bedeutenden Dichter zu Gast gewesen war. Die große Macht der schlichten Lebenswahrheit aber offenbarte sich mir darin, daß mir oft unglaublich erschien, diese trotz ihrer äußern Anspruchslosigkeit so fesselnde Geschichte einer Jugend nur gelesen und nicht selbst mitgelebt zu haben. Wenn aber ein Buch dem Leser zum Erlebnis wird, dann spricht dies mehr für seinen künstlerischen Wert, als die anerkennendste Kritik dies tun kann.

Ein Meisterstück von verblüffender Wirklichkeitstreue ist Martis Skizze „Die Stadt". Vor Jahren in der „Deutschen Rundschau" erschienen, faßt dieses erschütternde, psychologisch so fein abgetönte Sittengemälde in seinem engen Rahmen alle Vorzüge der Kunst Fritz Martis zusammen, einer Kunst, deren Ideal die Wahrhaftigkeit ist. Diese ist auch das Wahrzeichen der trefflichen, den ernsten Künstler verratenden Arbeiten des Literaturkritikers Fritz Marti.

Ich habe versucht, zwei Schriftsteller zu charakterisieren, die zu jenen gehören, die gelassen und ohne Geräusch, nur der innern Notwendigkeit gehorchend, den dornenvollen Weg des Künstlers gehen. Ihren weltscheuen Naturen ist ein kräftiges, selbstbewußtes Vordringen zur Höhe des Erfolges fremd; doch in der schweizerischen Literaturgeschichte werden einst die Namen Meinrad Lienert und Fritz Marti in erster Reihe genannt werden. Einst — warum erkennt unser Volk, in dessen Leben und in dessen Seele die schöne, große Kraft dieser beiden Schaffenden wurzelt, seine Dichter nicht, solange sie mitten unter ihm und mit ihm leben?

Clara Forrer, Zürich.

Schweizerische Literatur.

Mit sechs Bildnissen.

(Fortsetzung). Nachdruck verboten.

Gleich zu Anfang eine Parenthese, die unsern Lesern über unnötige Bedenklichkeiten hinweghelfen möge. Einer schweizerisch-republikanischen Eigenart zum Trotz, der zufolge man sich vor Veröffentlichung von Porträten lebender und einheimischer Menschen geniert, bringen wir heute — und werden es auch in Zukunft tun — die den Lesern der „Schweiz" noch nicht bekannten Bildnisse der in dieser Rundschau besprochenen Schweizerdichter. Wir tun es in der Meinung, daß es gewiß unsere Leser interessieren wird, auch den äußern Menschen ihrer Dichter kennen zu lernen, und dann auch, weil wir derlei Intimitäten nirgends für angezeigter erachten als in unserm kleinen Lande, wo ja sowieso jede Heimatskunde mehr oder weniger zur erweiterten Familienchronik wird.

* * *

Es ist ein erfreuliches Zeichen für die Lebenstüchtigkeit und Naturwüchsigkeit unserer jungschweizerischen Literatur, daß sie so frisch und kräftig im eigenen schweizerischen Volkstum